

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 11 (1906-1907)
Heft: 6

Artikel: Eine Frühlingsfahrt nach Konstantinopel : [Teil 2]
Autor: Hämmerli, P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-310515>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein eigen Heim, ein Schutz, ein Hort — Ein Zufluchts- und ein Sammelort.

Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung

Herausgegeben vom Schweizerischen Lehrerinnen-Verein

Erscheint je am 15. jeden Monats

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 2. 50, halbjährlich Fr. 1. 25. **Inserate:** Die gespaltene Petitzeile 15 Cts.

Adresse für Abonnements, Inserate etc.: Buchdruckerei Bächler & Co. in Bern.

Adresse für die Redaktion: Frä. Dr. E. Graf, Sekundarlehrerin in Bern.

Mitglieder des Redaktionskomitees

Frau Zurlinden-Bern; Frä. Benz-Zürich; Frä. Blattner-Aarau; Frä. Wohnlich-St. Gallen.

Inhalt von Nummer 6: Eine Frühlingsfahrt nach Konstantinopel. — Aus dem Kanton Zürich. — Nixleins Weltreise. — Mitteilungen und Nachrichten. — Büchertisch.

Eine Frühlingsfahrt nach Konstantinopel.

P. Hämmerli, Aarau.

(Fortsetzung.)

Über das „Goldene Horn“ führen zwei Brücken, die Stambul mit der Europäerstadt verbinden. Besonders belebt ist die neue. Auf dieser Brücke glaubt man sich in die vielgepriesene, gute alte Zeit zurückversetzt, denn hier wird noch auf beiden Seiten Brückenzoll erhoben. Schlendert man gemächlich darüber, so wird man urplötzlich angehalten, zu einer Art Bude hingeschoben und sieht sich genötigt, seinen Obolus auf dem Altare des türkischen Staates zu opfern. Man legt ein türkisches Silberstück hin und erwartet kleine Münze zurück. Kopfschütteln! Hier wird nicht gewechselt! Nebenan ist ein Wechlertisch; der Wechsler gibt die verlangte Münze, behält aber 15 % für seine Mühe. Es ist unglaublich, was das Portemonnaie beim Wechseln leidet. Auf ein englisches Pfund nahm man mir Fr. 4, auf Banknoten steht die Einbusse im gleichen Verhältnis. Auch wenn man in türkischem Geld bezahlt, immer wird für Wechseln Abzug gemacht. Ob das allen Fremden so geht, oder ob wir als ganz besonders einfältige Wolltöcherchen taxiert wurden, weiss ich zur Stunde noch nicht.

Ein buntes Bild orientalischen Lebens entrollt sich auf dieser neuen Brücke in Konstantinopel vor unsern Blicken. Nicht in unruhigem Drängen und Hasten, wie dies an ähnlichen Stellen einer europäischen Grossstadt

der Fall wäre, zieht der Menschenstrom an uns vorüber. Jeder wandert ruhig und gemächlich seine Strasse; hier hat man noch Zeit, denn der Türke ist von Natur kontemplativ, er trägt auch stets einen ernsten, impassiblen Ausdruck zur Schau. Wir stellen uns an der Brücke auf, um die einzelnen Typen dieser internationalen Menge zu betrachten: Paschas, reichgekleidet und hoch zu Ross, athletische Lastträger, hie und da eine Verschleierte, vornehme Türkinnen in der Sänfte oder im Wagen, begleitet von der auffallenden Figur des Eunuchen, Derwische, Mekkafahrer im grünen Turban, Neger — es gibt in Konstantinopel ganze Negerregimenter —, flinke Armenier, Griechen, Perser, Beduinen im Burnus, phlegmatische Engländer, Franzosen, Italiener, Deutsche, Russen, jeder in Tracht, Sprache, Benehmen mehr oder weniger seine Nation, seine Rasse erraten lassend, so flutet der Menschenstrom unaufhörlich an uns vorüber.

Konstantinopel besteht aus vier verschiedenen, durch das Meer getrennte Städte. Fährt man durch den Bosphorus vom schwarzen Meer herein, so hat man links die asiatische Stadt Scutari, Ausgangs- und Ankunftsplatz der Pilgerzüge von und nach Mekka. Zwischen dem goldenen Horn und dem Bosphorus breitet sich die Europäerstadt Pera aus, dem Meere entlang zieht sich die Hafenstadt Galata. Westlich vom goldenen Horn, zwischen diesem selbst und dem Marmarameer, liegt Stambul, das frühere Byzanz. Pera, Stambul und Scutari sind amphitheatralisch an den sanft ansteigenden Höhen gebaut und bieten deshalb vom Marmarameer aus ein malerisches Rundbild. Die Hauptstrasse von Pera unterscheidet sich kaum von der Strasse einer europäischen Stadt. Man sieht hier mehrstöckige Häuser, Hotels, Kleidermagazine, Postkartenläden usw., nur der rote Fez, strassauf und strassab, erinnert daran, dass wir im fremden Lande weilen. Die Nebenstrassen sind schon pittoresker. In den offenen Buden kann man sehen, wie das Brot geknetet und gebacken wird, wie der Schneider, der Schuster, der Teppichweber an der Arbeit sitzen. Stambul aber ist die eigentliche Türkenstadt. Die Ministerien, die öffentlichen Gebäude, die grossen Moscheen, der grosse Bazar befinden sich hier. Die Privatgebäude des alten Byzanz sind gefallen und an deren Stelle türkische Wohnungen erbaut worden. Stille, enge Strassen führen zwischen den Holzhäusern hindurch, deren Fenster mit Holzstäben eng vergittert sind, und die nichts von dem heilig behüteten Familienleben erraten lassen. Eine Verschleierte huscht in eine Tür, ein Mann erscheint flüchtig in einem Fenster, sonst Stille, Schweigen; kein fröhliches Kindergesicht, noch Kindergeschrei, keine Kaufläden, keine Werkstätten; letztere befinden sich alle drunten im grossen Bazar. Etwas mehr Leben entwickelt sich in der Hauptstrasse, die von der Brücke hinaufführt zur Sofienkirche, zum Kriegsministerium, zur Achmedmoschee.

Im Hofe des Kriegsministeriums, auf dem höchstgelegenen Punkt Stambuls, befindet sich der Feuerturm, eine Art Säule, in Marmor aufgeführt, wo nachts eine Wache stationiert ist, die das Feuer zu signalisieren hat. Gegen einen Bakschisch von Fr. 2 per Person wird Einlass gewährt. Auf einer Wendeltreppe von 180 Stufen steigt man zur Wachtstube hinauf. Mittelst einer Leiter gelangt man auf die Terrasse der Säule. Als wir auf die Terrasse traten, war es gerade ein Uhr; die Stille der Mittagsstunde lag über der Stadt. In diesem Moment erschallte von einem Minaret der nahen Sofienkirche die Stimme des Muezzin, der die Gebetsstunde verkündete, und in den nächsten Minuten hörten wir die Muezzin von allen Moscheen weit im Umkreis das Gebet über die Stadt ausrufen. Unser Führer sandte, von uns abgewandt, seinen Gruss an Allah und verrichtete seine Andacht. Welch überwältigendes Panorama tat sich vor uns aus! Hier kann man mit Gottfried Keller ausrufen: „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluss der Welt!“ Zu unsern Füßen dehnt sich das Häusermeer Stambuls aus und blinkt das goldene Horn; gegenüber liegt Pera, weiterhin der Hafen mit seinem Mastenwald; auch die fremden Mächte haben dort ihre Kriegsschiffe stationiert. Die blaue Wasserstrasse des Bosporus können wir bis zum schwarzen Meer verfolgen, hinter ihm steigt das asiatische Festland an, nach links bemerken wir ein hügeliges Gelände, in der Ferne die heilige Stadt Eyub, die den Fremden verboten sein soll. Rechts aber breitet sich das einzig schöne, das blaue Marmarameer aus. Es ist ein Blick ins Feenland, und das farbenreiche Bild prägt sich unauslöschlich unserer Seele ein.

Von der luftigen Höhe der Feuersäule stiegen wir tief hinunter in das unterirdische Gewölbe der Zisterne der 1001 Säulen. Es war dies ein recht geheimnisvolles, fast unheimliches Abenteuer. Der Führer klopfte an das Tor eines Hofes, das sich bald öffnete. Aus einem Fenster wurde ein riesiger Schlüssel heruntergeworfen, der eine mächtige Pforte aufschloss. Hohe, feuchte Stufen führten hinunter, und ein in Petroleum getauchter Strohwisch diente als Leuchte. Da befanden wir uns in einem ausgedehnten Gewölbe, und bei dem ungewissen Licht sah man lange Reihen mächtiger Säulen aus dem Wasser aufstreben. Die Zisterne steht mit grossartigen, von den byzantinischen Kaisern angelegten Aquädukten in Verbindung und hatte im Kriegsfall Byzanz mit Wasser zu versorgen; dieses rauscht und schlägt an Mauern und Säulen empor. Es ist ein unheimlicher Ort, und Reisehandbücher warnen vor dem Besuch. Die Treppe ist ohne Geländer, ein Misstritt würde unrettbar ins Verderben stürzen. Wäre uns damals durch unglücklichen Zufall oder durch Böswilligkeit der Ausgang verschlossen worden, unsere Hülferrufe würden ungehört an dem schaurigen Gewölbe verhallt sein.

In der Nähe der Zisterne befindet sich die Achmedmoschee, ferner der von Kaiser Wilhelm II. gestiftete Brunnen, und auf einem freien Platze stehen ein Obelisk mit sehr gut erhaltenen Hieroglyphen und die leider abgebrochene Serpentinaule; beide wurden durch Kaiser Justinian von Ägypten nach Konstantinopel transportiert.

Der Freitag bietet in Konstantinopel dem Fremden besonders viel Sehenswertes. Es ist der Ruhetag der Türken. Da verrichtet der Sultan sein öffentliches Gebet in einer seinem Palaste nahe gelegenen Moschee. Diese Feier heisst Selamlık. Der alte Palast der Herrscher des osmanischen Reiches, der viel berühmte Serail, liegt verlassen und verwüstet. Der Sultan wohnt nun weit draussen im Yildis-Kiosk, der aber natürlich dem Fremden ein verschlossenes Paradies bleibt. Doch auch der Herrscher selbst bleibt von der Aussenwelt abgeschlossen, er ist ein Gefangener, wenn auch sein eigener. Er verlässt seinen Palast nur einmal in der Woche auf eine Viertelstunde, um den Selamlık zu feiern. Da wird dann ungeheuer viel Militär aufgeboden, um seine Majestät vor jeglichem Attentat zu behüten. Wir fuhren zum Yildis-Kiosk und liessen unsern Wagen, wie alle Fremden, in einem eigens dazu bestimmten Hofe warten. Da es noch ziemlich früh war, suchten wir uns so nahe wie möglich an das verbotene Schloss heranzudrängen. Doch bald zog das Militär auf, und wir kehrten in unsern Wagen zurück, wo wir von dem ungewohnten Schauspiel soviel wie möglich zu erhaschen suchten. Die Strassen ringsherum waren zur Feier des Tages mit frischem Sande beworfen worden; kam nun ein Wagen oder ein Fussgänger zum Palast, so eilten Soldaten herbei, um mit Hacke und Schaufel jede Spur wieder zu verwischen. Mit neidischem Blick sahen wir hinauf zu einer Terrasse, wo Gesandte und Fremde, die sich allerhöchste Erlaubnis zu verschaffen gewusst hatten, der Moschee gegenüber plaziert waren. Seit den Attentaten vor drei Jahren erhalten Fremde beim Selamlık keinen Zutritt mehr. Ein hübsches Schauspiel bot das vorüberziehende türkische Militär. Da war unter anderen ein Regiment Kavallerie mit weissen, ein anderes mit nur schwarzen Pferden, eine Schwadron berittener Neger, ein Bataillon Negerinfanterie, und so ging es fort in endloser Reihe. Man merkt den türkischen Soldaten den preussischen Instruktor an; dies fiel uns sofort angenehm auf, nachdem wir so oft das wenig schneidige, schlappe rumänische Militär gesehen. In strammster Haltung marschierten die Kompagnien auf; alle haben als Kopfbedeckung den roten Fez. In Reih und Glied standen sie dann aufgepflanzt, gleich einer holländischen Tulpenplantage in voller Blüte. Gesandte, mit Stern und Orden beladen, begaben sich zum Galaempfang, der vor der Feier stattfand. Auch die Würdenträger des Reiches, die hohen Militärs, die Beamten hatten zu erscheinen. Der Favorite des Sultans fuhr vor; sein

Wagen war mit gelber Seide ausgeschlagen und mit vier feurigen Rappen bespannt, deren Geschirr in blankem Golde erglänzte. Endlich trat der Muezzin auf die Galerie des Minarets und verkündete die dritte Gebetsstunde. Als bald öffnete sich das vergoldete Gittertor; der Herrscher des türkischen Reiches, Abdul Hamid II., fuhr die etwa hundert Meter weite Strecke zur Moschee hinab. Sein Wagen wurde von Schimmeln gezogen, er selbst war in einfachster Kleidung. Ihm folgten die Prinzen aus gültiger Ehe, die Mutter des Sultans, die Herrscherin des Harems, dann auch andere fürstliche Haremsdamen. Das Gefolge durfte den Sultan nur bis zur Moschee begleiten; er betrat dieselbe allein, um die feierliche Zeremonie zu vollziehen.

Wir wurden in zu respektvoller Ferne gehalten, als dass wir die einzelnen Personen hätten genau unterscheiden können. Doch der ganze Aufzug hatte wohl die Mühe des Wartens gelohnt. (Schluss folgt.)

Aus dem Kanton Zürich.

Die Schweizerische Lehrerzeitung hat letzthin ausführlich berichtet über die Rede, die Herr Stadtrat Dr. Mousson im zürcherischen Kantonsrat bei Anlass der Revision des Unterrichtsgesetzes gehalten hat. Diese Rede greift die bestehenden Primarschulverhältnisse, Lehrziele und Unterrichtsmethoden scharf an und gipfelt in einer Kritik der Lehrerbildung. Wir hören darin den Widerhall der Reformgedanken, die heutzutage die pädagogischen Kreise beherrschen. Mousson rügt das falsche Bildungsideal, welches uns zum Einpfropfen eines enzyklopädischen Wissens führt, die daraus sich ergebende Überanstrengung der Jugend und den Mangel an körperlicher Ausbildung. Er verlangt an Stelle der einseitigen Verstandeskultur Herzens- und Charakterbildung, Erziehung zur Persönlichkeit.

Moussons Worte fanden Widerhall, aber auch Widerspruch in der Presse. Einen breiten Raum in der Diskussion nahm die Lehrerbildung ein, von der ja natürlich die Gestaltung der Volksschule wesentlich abhängt. Den zürcherischen Lehrer- und Lehrerinnenseminarien wurden dieselben Vorwürfe gemacht, wie der Primarschule, und namentlich die Überbürdung der Kandidaten und Kandidatinnen betont. Letztere erweckten in besonderem Masse das Mitleid der Herren Kritiker, und sollte man ihren Worten glauben, so stände es sehr schlimm um die bedauernswerten Opfer der Lehrerinnenbildung. Nun glauben wir allerdings, dass in den Seminarien, wie in allen Schulen, eine Überbürdung besteht, dass viel Kraft auf unnützen Gedächtniskram verwendet wird, und dass die Lehrerinnenseminare einer weisen Reform ihre Pforten nicht verschliessen dürfen. Allein wir müssen im Interesse der weiblichen Berufsbildung daran festhalten, dass die Mädchen, wie die Knaben, ein vernünftiges Mass ernster Arbeit leisten können und sollen. Sonst müssen wir für das weibl. Geschlecht auch auf die Gymnasialbildung verzichten, wie überhaupt auf jedes Ringen um geistige Vervollkommnung. Wir weisen daher das Mitleid der Männer zurück, das nur immer